Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 31

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642535

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 4. August 1934

Zwei Gedichte Von Clara Nobs-Hutzli.*)

August.

Das sind die Nächte, da Jugend umgeht,
Sehnsucht und singt in der Nacht,
Da Gesang ertönt und aufwühlend Spiel,
Spiel der Harmonika.
Die Nächte sind's, da Jugend umgeht
Vor deinem Haus in der Nacht.

Lauschend lieg ich am andern Gestad:
Einst waren's unsere, unsere Nächte,
Da Gesang ertönt' und aufwühlend Spiel,
Spiel der Harmonika.

Anderer Nächte sind es jetzt.
Welle glänzt auf und überwirft
Sich an anderm Gestad.
Und herüber, mitleidig springt
Grausam kristallener Schaum.

Der Traum.

Stand ein Traum an meiner Tür,
War mit einem Silbermantel angetan,
Flüsterte bedeutungsvoll zu mir:
Eile dich, das Leben ist nicht lang. —

Die den Tag ich, wie er kam, genoss,
Mächtig ihn mit meinem Traum gefüllt,
Unrast heisset nun mein Weggenoss,
Nie gestillt.

Und doch weiss ich, dass der stille Tag
Unser Bestes hier im Leben ist,
Das trotz aller Unruh hin und her
Allen uns als wie ein Traum zerfliesst.

*) Aus „Die Weidenflöte" — Gedichte von Clara Nobs-Hutzli. Verlag A. Francke A. G., Bern. — Clara Nobs-Hutzli gehört zu den Poeten, die gerne in die Tiefe lauschen nach den Urtönen der Natur, und die nicht auskommen mit den konventionellen Dichtermetaphern, sondern nach neuen Formulierungen ihres Empfindens suchen müssen. So sind ihre Gedichte kleine Kunstwerke von Eigenprägung, und ihr Gedichtbändchen umschließt eine Gefühlswelt, in die hineinzublicken man als Gunst der guten Stunde betrachten darf. H. B

„Wippwapp". Roman von Hans Franck.

Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 5

Und der Schuhmachermeister August Micheelsen, der in dem ehemaligen Senatorshause auf der Hohen Straße linker Hand der Diele des Untergeschosses einen riesigen Verkaufsladen, rechterhand eine Schreibstube und eine Werkstatt besaß, der das obere Stockwerk mit der Senatorswitwe teilte, fragte weiterhin viele Male am Tag seine Frau: „Wie geht's uns?"

„Sehr gut!" antwortete Rikelchen, viele Male am Tag: „Sehr gut!"

Die Altjungfernwohnung im ersten Stock des Patrizierhauses auf der Hohen Straße wurde für den Pantoffelmacherssohn aus den Baracken von Monat zu Monat enger.

Nicht daß die Zahl der Familienmitglieder zugenommen hätte, daß aus drei mit der Zeit vier oder gar ein halbes Dutzend geworden wäre. Behüte Gott!

Einmal bat Rikelchen um ein zweites Kind.

Nein, antwortete Gust, es sei kein Platz da.

Das würde sich finden. Im übrigen wolle sie ja auch gar keine sechs, sondern nur zwei.

Damit das Geld, welches sie mühsam zusammengebracht hätten, nachher in zwei Teile auseinandergerissen würde?

Ob es etwa nicht zur Verteilung auf zwei Kinder reiche?

Wenn Jupp in ihrem Stande bleibe und Handwerker werde — ja.

„Soll er denn nicht Schuhmachermeister werden und später das Geschäft übernehmen?" fragte Rikelchen verwundert.

„Nein!" gab Gust mit einer Bestimmtheit zur Antwort, die erkennen ließ, wie oft er die Sache schon bedacht hatte.

„Sondern?"

„Er soll über mich mindestens ebensoweit hinauskommen, wie ich über meinen Vater mich hinausgearbeitet habe."

„Was heißt das?"

„Studieren soll er."

„Hast du denn keine Angst, daß die Micheelsens zu schnell nach oben kommen?"

„Angst? Warum? Es kann gar nicht schnell genug mit dem Nachobenkommen gehen!"

„Warum? Weil das Hinab in demselben Augenblick anfängt, wenn man oben ist."

„Es liegt am Menschen, wie lange er sich oben hält. Wenn wir Micheelsens es erst einmal geschafft haben — ich werde es ja nicht soweit bringen, denn vieles, was in der Jugend an mir versäumt wurde, läßt sich auch bei einem Leben von hundert Jahren nicht nachholen —, aber wenn Jupp Micheelsen es erst für uns alle, die wir Micheelsen heißen, geschafft hat, dann werden wir uns schon oben halten!"

„Auf der Wippe oder, wie ihr Mecklenburger sagt, auf der Wippwapp, kann man nicht oben bleiben. Mit dem Obensein beginnt, auch wenn man sich noch so sehr dagegen wehrt, das Wiedernachunten."

„Stehst du an der alten Stelle? Es lohnt sich wirklich nicht, mit dir darüber zu reden. Ich und Jupp und Jupps Junge werden dir das Gegenteil mit der Tat beweisen. Und nun laß uns schlafen. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Gust."

Trotzdem wurde die Altjungfernwohnung für ihn und Jupp, den schwarzhaarigen, der ungehindert gedieh, von Monat zu Monat enger.

Oft stöhnte Gust darüber. Aber wenn sein Unmut ihm den Tag zu vergällen drohte, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß die alte Senatorkalesche nicht ewig auf Erden rumrumpeln konnte. Für ein paar Jahre Wartezeit mußte er sich allerdings wohl noch einrichten. Denn nach dem Sprichwort hielten knarrende Wagen am längsten.

Im neunten Jahre nach der Heimkehr Gusts starb in der Tat binnen wenigen Minuten die einundachtzigjährige Senatorswitwe.

Der wohlhabend gewordene Holzpantoffelmachersprößling aus den Baracken kaufte von den Senatorserben das ehemalige Patriziergrundstück an der Hohen Straße Nummer 78. Um einen Preis, der nur die Hälfte jener Summe ausmachte, welche er seiner fast verdrängten Mitbewohnerin des Hauses als Letztes geboten hatte. Vergeblich geboten hatte! Denn die Senatorswitwe sagte zum Aerger des Schuhmachermeisters und zum Kummer ihrer vier erwachsenen Kinder immer wieder bei den sich ständig steigernden Angeboten ihres kaufwürdigen Mieters das gleiche. Dies nämlich: Solange sie lebe, sei ihr Haus nicht verkäuflich, und wenn er ihr hunderttausend Mark biete.

Gust nahm, als er zu seinem Besitzer geworden war, den letzten Durchbau des früheren Senatorhauses vor.

Aus den beiden winzigen Wohnungen im obern Stockwerk schuf er sich durch Wändefortnehmen endlich die langentbehrte standesgemäße Unterkunft. Im untern Stockwerk wurde die Werkstadt noch einmal nach hinten gerückt. Das Schreibzimmer, das in dem ehemaligen kleinen Küchenraum untergebracht war, hatte sich längst als Notbehelf erwiesen. Es genügte Gust in keiner Weise mehr. Dringend hatte er ein modernes Kontor nötig. Denn nur dort war ein würdiger Empfang der Reisenden und Lieferanten möglich. Außerdem waren die Hauptpfeiler des Geschäfts nicht mehr die Arbeiten in der Werkstatt und die Verkäufe im Laden. Denn das hatte seinen großen Aufschwung erst durch die Handelsabschlüsse in der Schreibstube genommen. Ihr gebührte also die vorderste, die sichtbarste Stelle: der Raum an der Hohen Straße.

Ob ein Paar Schuhe mehr oder weniger verkauft wurde, ob eine Reparatur drei oder fünf Stunden dauerte — dabei ging's um elende Groschen, bestenfalls um einige lumpige Mark. Bei den Geschäften im Kontor aber handelte es sich um den Verdienst oder Verlust von Hunderten, von Tausenden! Vertauschen also die beiden Räume: Die Werkstatt nach hinten, in den ehemaligen Küchenraum mit Ausblick auf den Hof! Die Schreibstube nach vorn mit Aussicht auf die Hohe Straße! Selbstverständlich mußte sie eine eichene Wandbekleidung haben. Dann paßte die frühere Küchentür nicht mehr in den Raum. Wurde eine neue gemacht.

Als der Tischlermeister, der mit der Anfertigung der Wandbekleidung und der neuen Tür beauftragt war, Gust fragte, ob er — wie von der früheren nach hinten gelegenen Schreibstube her — auch von seinem Privatkontor aus ein Türguckloch in die Werkstatt haben wolle, da verlachte er ihn: Wozu? Die Zeit der Läppereien sei für den Siebten seines Vaters, der freilich als Pantoffelmacher in den Baracken gewohnt habe, endgültig vorbei.

Des zum Erweis wurde der Straßengiebel des ehemaligen Senatorhauses leuchtend gelb mit Oelfarbe gestrichen und quer über seine ganze Breite auf weißen, braun geränderten Grund in halbmeterhohen schwarzen Buchstaben gemalt:

August Micheelsen,
Schuhmacherwerkstatt, Schuhwarenlager,
Lederhandlung en gros et en détail.

Es hatte sich nämlich im Laufe der Jahre ergeben, daß nicht nur alle Schuhmacher der Stadt, sondern auch die Schuster der Dörfer in meilenweitem Umkreis, ja Handwerksmeister der Nachbarstädte, ihr Leder von Gust, dem Sohn des Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen, bezogen.

Der Lederhändler an der Hohen Straße borgte seinen Kunden auf das bereitwilligste. Er borgte mehr, er borgte länger als irgendwer. Eines Tages aber schickte Gust die Gesamtrechnung zuzüglich sämtlicher Verzugszinsen mit der Aufforderung um Bezahlung bis zum nächsten Monatsersten. Erfolgte diese nicht — und das ereignete sich in solchen Fällen fast immer —, dann vermochte kein Bitten und Drohen der Männer, kein Flehen und Weinen der Frauen längere Stundung bei ihm zu erwirken. Der Gerichtsvollzieher erschien, und Gust brachte mit seiner Hilfe mancherlei Hab und Gut um einen Spottpreis an sich. Mehr als ein Handwerksmeister, dessen Zahlungsverpflichtungen durch Zwangsverkäufe nicht zu decken waren, mußte auf der Hohen Straße Nummer 78 als Geselle unterkriechen und sich durch jahrelange Lohnabzüge für nichtbezahltes Leder drückende Schuldknechtschaft gefallen lassen. Verheiratete, von dem lang-

jährigen Meisterthron herabgesunkene einheimische Gesellen nahm Gust ohnehin lieber in Arbeit als vagabundierende Handwerksburschen aus fremder Herren Ländern, die bei den widersinnigsten Anlässen, oft schon nach wenigen Wochen, von einem Sonntag auf den andern Sonntag kündigten. Ohne jedes Gefühl der Verantwortung. Ohne jedes Verständnis für die gemeinsamen Interessen.

Schließlich arbeiteten vier ehemalige Meister, zwei Gesellen und ein Lehrling, der als Laufbursche nicht entbehrt werden konnte, in Gusts Werkstatt. Drei Verkäuferinnen waren in seinem Laden angestellt. Ein Schreiber vermochte die Führung seiner Bücher und die Erledigung seines ständig wachsenden Briefwechsels nur durch häufige freiwillige Ueberstunden zu bewältigen.

Immer noch stand zuoberst in der Werkstatt der Schusterhüker Gusts: jenes dreibeinige blankgewetzte, armselige Sitzgestell, auf welchem er seine ersten Kunden erwartet hatte, oftmals über deren Ausbleiben so verzweifelt, daß er mehr als einmal seinen Knieriemen mit der Frage angesehen hatte: „Aufhängen?" Der Herr Lederhändler nahm zwar an manchem Tag nicht mehr auf seinem alten Arbeitssitz Platz. Dennoch wäre es selbst für die damaligen Meister in der Werkstatt — wieviel mehr für einen der Gesellen! — ein Verbrechen gewesen, das nur mit sofortiger Entlassung gesühnt werden konnte, falls sie auch nur eine Minute lang während seiner Abwesenheit sich darauf niedergelassen hätten.

Immer noch trug Gust von früh um sechs bis spät um acht, um neun die grüne Schusterschürze. Auch dann, wenn er während dieser Zeit keinen Pickdraht in die Hand nahm, keine Ahle durch das Leder bohrte, keinen Holzplück in die Sohle hämmerte, keine Stiefelschäfte zuschnitt.

Immer noch ging Gust ohne Rock durch seinen Tag, des Sommers mit aufgekrempelten, des Winters mit herabgekrempelten Hemdsärmeln. Dafür lag eine sachliche Notwendigkeit längst nicht mehr vor. Aber man sollte da, wo sie der Entwicklung des Geschäfts nicht hinderlich waren, die guten alten Bräuche ehren!

Immer noch verschmähte Gust des Alltags Schlips und Kragen. Nicht nur die geschniegelten Reisenden, sondern selbst seinen Oberstleutnant, seine drei Grafen und seinen Baron empfing er so. Es machte einen weit biedern Handwerkereindruck als jede „feine" Kluft. Auch feilschte es sich in Schusterschürze und sichtbaren Hemdsärmeln besser als mit Vorhemd und Manchetten. Sodann wurde niemand in der Stadt durch sonntägliche Wochenkleidung zum Nachdenken darüber verleitet, wieviel Geld er wohl schon auf Hypotheken fortgeliehen hätte. Denn obwohl es sich nicht verheimlichen ließ, daß er zu den bessergestellten Bürgern der Stadt gehörte, wie weit er schon nach vorn gerückt war, wußte keine Menschenseele. Nicht einmal Rikelchen!

Immer noch glaubte Gust der alte zu sein, und trotzdem war — unbemerkt von allen, doch nicht von Rikelchen — nach und nach mit ihm eine Wesenswandlung vorgegangen.

Weder in der Werkstatt noch in dem Laden, ja nicht einmal in seinem immerfort verbesserten, mit Stolz betrachteten Privatkontor hielt der Schuhmachermeister, Schuhwarenverkäufer und Lederhändler August Micheelsen es tagsüber länger als Minuten aus. Er redete sich ein — daß es so sein müsse. Oder stockte etwa nicht alles, sobald er unterließ, hüben und drüben, vorn und hinten nach dem Rechten zu sehen? Niemand war zu trauen! Keiner Verkäuferin — keinem Schreiber, keinem Gesellen — keinem Exmeister. Alles Faulenzer! Alles Lügner! Alles Betrüger! Jeder dachte nur ans Drücken, ans Rechnen zu eignen Gunsten, ans heimliche Mitnehmen. Jeder wollte nichts als persönlichen Vorteil. Keiner, auch der Zuverlässigste nicht, der — wenn er auf sich gestellt war, wenn er sich unbeobachtet wußte — die Interessen des Geschäfts vertrat, von dem doch ihr Wohl und Wehe abhing. Denn wo befänden sie sich allesamt ohne das Gedeihen seines Geschäfts, insbesondere der Lederhandlung? Auf der Straße! Was blieb ihm also, nicht nur zu seinem Besten, sondern ebenso zum Besten seiner Leute, anderes übrig, als daß er ihnen — damit sie nicht einschliefen — fortwährend auf die Hacken trat? Zeitvergeudung? Aber nein! Erhöhte werkhaftere Ausnutzung der Zeit, als wenn er auf seinem Schusterhüker obenan in der Werkstatt saß und tat, was andere ebensogut tun konnten, während er mit dem Aufsichtführen jene Arbeit vollbrachte, für die außer ihm niemand in Frage kam.

(Fortsetzung folgt.)

Sämann und Ernter.

Von Helmut Schilling.

Am Gartenhag die Amsel schlug,
Als man den Pfarr zu Grabe trug.
Der Bauersmann stand stock beiseit
Und lachte in das Grabgeleit:

Herr Pfarrer, Ihr habt Euer Mühe Sold,
Sechs schwarze Bretter und Lorbeer aus Gold!
Was hat Euer himmlischer Wahlspruch genutzt?
Was hat er sich endlich vom Himmel ertrutzt?
Den Tod!

Die Träger schritten müd und schwer
Und all Geleit ging still einher.
Der Bauer reckte sich empor,
Ein böses Wort stieß er hervor:

Herr Pfarrer, die Erde lebt länger als Ihr!
Der Erde Bebauer ist immer noch hier,
Ein Kämpfer der Erde, gen Himmel und Gott.
Wer lacht Eueren Weisungen Hohn und Spott?
Der Tod! —

Sie stellten ihren Sarg zum Weg:
Sie sahen drüben am Geheg
Den Bauersmann in Todesschweiß
Am Boden liegen, starr und weiß.

Sie nahmen den Sarg und den Bauersmann
Und trugen sie beide den Hügel hinan.
Und der Ernter stirbt, wenn der Sämann stirbt,
Weil der Acker ohne den Segen verdirbt.